

Preiserhöhung des Petroleums zur Folge haben. Die Officiösen sagen zwar, daß dies nicht der Fall sein wird, da ja der Schutz Zoll auf Petroleum nicht erhöht wird. Man weiß nicht, ob man mehr über die Dummheit oder über die Frechheit dieses Einwands staunen soll. Er wäre berechtigt, wenn der Petroleumpreis sich im Inland auf der Höhe der Weltmarktparität hielte. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Inlandpetroleum notiert heute kaum 15 fl. und die Parität für amerikanisches ist circa 19 fl. und auch kaukasisches stellt sich auf mehr als 17 fl. Also bis zur Parität der ausländischen Ware, bis zu welcher der Preis im Inland gesteigert werden kann, ohne daß ein Import des ausländischen Productes eintreten könnte, ist eine sehr bedeutende Marge. Und sie war immer vorhanden, wenn sie auch jetzt infolge des Bruchs des Raffinade-Kartells besonders groß ist. Diese Marge ist die Folge der Concurrenz des Kunststols, welches jedesfalls den Preis des Petroleums in Oesterreich verbilligt hat. Es ist auch kein Zweifel, daß diese Marge aufhört, sobald der Import von Kunststol unmöglich wird. Denn haben die Galizier das Monopol bis zur Erreichung der Weltmarktparität, so werden sie dasselbe auch auszunützen wissen. Die Preisauflage, welche sie einführen werden, zwingen natürlich auch den Raffineur zu gleichem Vorgehen, und der Consument muß die Kosten bezahlen. Oesterreich, das größte Produktionsland Europas, hat schon heute die höchsten Petroleumpreise und den geringsten Consum, kaum ein Viertel pro Kopf des Consums in Deutschland und der Schweiz. Es ist kein Grund, das Licht der Armen noch weiter vertheuern zu lassen zu Gunsten einiger weniger Großindustrieller Galiziens.

In Nr. 184 unserer Zeitschrift haben wir auseinandergesetzt, daß die von der Ferdinands-Nordbahn beabsichtigte Einstellung der Constituierungsgebühren in die Betriebsrechnung des Jahres 1897 unstatthaft ist. Inzwischen sind die Schlussziffern des Rechnungsabchlusses veröffentlicht worden, und es ist bisher nicht bekannt geworden, daß die Regierung die von der genannten Gesellschaft vorgenommene Buchung, welche eine unrechtmäßige Belastung des Staatschazes mit einer Viertelmillion involviert, angefochten hätte. Es erscheint daher nothwendig, den Eisenbahn- und Finanzminister, eventuell die unabhängigen Abgeordneten nochmals auf den Vorfall aufmerksam zu machen. Nur nebenbei sei wieder bemerkt, daß in der gesammten Presse sich nicht eine Stimme erhoben hat, um gegen diese von der Nordbahn versuchte Heranziehung des Staatschazes zu einer von ihr zu bezahlenden Gebühr zu protestieren.

Vor drei Monaten hat die Wiener Börsekammer ein Gesuch der Staatsbahngesellschaft um Cotierung ihrer Genußscheine besüßwortend an das Finanzministerium geleitet. Bis heute ist noch keine Erledigung erfolgt. Bezüglich der principiellen Seite der Frage verweisen wir auf unsere Ausführungen in Nr. 175 vom 5. Februar. Es ist nicht einzusehen, was die Verzögerung der Erledigung verursacht. Es ist dafür kaum eine andere Erklärung möglich, als daß der Börsencommissär, welcher sich in der damaligen Sitzung der Börsekammer auf Grund irrthümlicher Voraussetzungen gegen die Cotierung von Genußscheinen aussprach, zwar bereits einseht, daß seine damals abgegebene Meinung inhaltbar ist, sich aber nicht entschließen kann, öffentlich von ihr abzugehen. Es sei zugegeben, daß das für ihn unangenehm sein mag, aber die zahlreichen Interessenten eines geregelten Börsenverkehrs in Genußscheinen werden diesen Umstand nicht als genügenden Grund für die Verzögerung der Entscheidung ansehen.

Nichtigstellung. In unsere vorwöchentlichen volkswirtschaftlichen Wochenotizen hat sich ein funktionsstörender Satzfehler eingeschlichen. Die an den Schluss der Notizen gefommene Wendung „und dabei sind alle diese Beamten während ihrer Functionszeit unabsetzbar“, gehört an ganz andere Stelle und bezieht sich auf die von den Regierungen ernannten Functionäre der Bank: Gouverneur, Vice-Gouverneure und deren Stellvertreter.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Comédie française, „La Martyre“ von Jean Richepin; Renaissance, „Lysiane“ von Romain Coolus. Berlin. Goethe-theater, „Onkel Bönkost“ von Georg Cabinius; Berliner Theater, „Die Rothlilie“ von Max Kempner-Hochstädt; Thalia-theater, Gastspiel der Tegernseer; Schillertheater, „Blauer Blut“ von G. v. Moser und Schaper; Dramatische Gesellschaft, „Gertrud“ von Johannes Schlaf.

Die letzte „Novität“ des Burgtheaters sind die „Neuvermählten“ gewesen, ein altes und veraltetes Stück von Björnson, aus den Sechzigerjahren, als er noch gar nicht Björnson, sondern mehr ein Benedix war, eine ganz artige, aber für unseren Geschmack fade Spielerei. Doch könnte es in einer heiteren, leichteren und behenden Darstellung vielleicht noch auf das große Publicum wirken. Es wird aber hier tief tragisch und schwer wie ein Trauermarsch gespielt. Auch in der „Komödie der Irrungen“ hat man den Ton nicht getroffen. Man hebt sie in einem unbehaglichen Tempo über Stock und Stein herab, Shakespeare ist aber nicht Labiche. Genannt muß Herr Löwe werden, der seine Erzählung mit einer Wahrhaftigkeit und einer Größe spricht, die nicht mehr viele im Burgtheater haben. Das Publicum schien sich im ersten Akt zu langweilen, im zweiten lachte es doch ab und zu.

Im Carltheater hat Herr Lautenburg aus Berlin mit seinem Ensemble gastiert. Dieses hat den Ruf, ein Muster der modernen Berliner Spielweise zu sein, die weniger auf das Wort als auf die Stimmung abzielt, von Virtuosen nichts wissen will und sich bemüht, den dramatischen Sinn rein herauszubringen. Man durfte also neugierig sein, um so mehr, da gerade die „Wildente“ eine berühmte Vorstellung der Gäste ist.

Man weiß, daß Jbsen selbst Herrn Lautenburg seinen besten Hjalmar genannt hat. Dies scheint er mir auch zu sein. Mitterwurzer hat die Rolle seiner und amüsanter gespielt, aber doch mit seiner Fronte, die nicht in ihrem Wesen ist. Herr Lautenburg gibt ihr eine naive Zufriedenheit, die ich unachahmlich finde. Neben ihm wurde Herr Farno bemerkt, ein Schauspieler von Geist und Takt, der keine Mätzchen macht und in der einfachsten Weise zu wirken weiß. Nach seiner ganzen Art gehört er zu uns nach Wien. Auch Herr Arnold, Frau Vertens und Frau Zipser gefielen sehr. Das Urtheil war schließlich: eine gute, eine sehr gute Vorstellung, aber wir brauchen nicht neidisch zu werden, wir haben im Volkstheater ein paar, die besser sind, Viberpelz, Untren, Die Verliebten.

H. B.

Wenn die „bonnes gens de province“ nach Wien kommen und eines der Vorstadttheater besuchen, so kehren sie meist mit der Ueberzeugung heim, daß die Kunst bei ihnen zu Hause viel besser aufgehoben sei. Sie haben nicht ganz Unrecht. Es scheint, daß der Wiener es als eine heilige Pflicht betrachtet, seine künstlerischen Ansprüche jenseits der Ringstraße tief herabzusetzen. Nur so kann ich mir erklären, daß die Vorstellungen der italienischen Stagione im allgemeinen einer so nachsichtigen Beurtheilung begegnen. Die letzte Aufführung des Barbier von Sevilla war zwar besser als die bisherigen Vorstellungen, aber ich glaube sie verdankt diesen Vorzug lediglich dem höheren Kunstwert des Werkes selbst. Der „Barbier“ ist einfach unverwundlich und zeigt auch bei schlechter Aufführung die italienische Gesangs- und Darstellungsweise von der liebenswürdigsten Seite. Frau Sembrich als Rosine gab uns wieder eine Gesangsleistung allerersten Ranges, die uns nahe legt, sie mit den besten Darstellerinnen dieser Rolle zu vergleichen. Aber gerade da zeigt sich, daß die Patti als Rosine doch noch ganz andere Wirkungen erzielte. Sie sang nicht nur brillanter, hinreißender, sie spielte auch lebendiger, witziger, ursprünglicher. Diesen Vortheil besaß, wenn ich mich recht erinnere, auch die Artôt. Freilich brachten sich beide ein ganz anderes Ensemble mit. Von den gegenwärtigen Darstellern sind alle entweder über ihre beste Zeit schon hinaus, oder sie machen den Eindruck, als ob sie nie sonderlich gut gewesen wären. Zu den letzteren rechne ich Sigr. Giannini, (Almaviva), zu den ersteren Sigr. Tavecchia (Bartolo), dem schon lange kein Gesang mehr gegeben ist und der daher auch seine beste Arie wegläßt. Sigr. Coletti und Arimondi wirken lediglich als Italiener, ohne ein bescheidenes Mittelmaß zu überschreiten. Das Orchester wird immer schlechter. Man sagt mir, daß es ungerecht sei, von dem Orchester des Carltheaters mehr zu verlangen, es ist aber gewiß noch viel ungerechter, vom Publicum zu verlangen, daß es so ganz unzulängliche Leistungen für exorbitante Preise anhören soll. Sigr. Bevignani kenne ich seit Jahren als einen Dirigenten von großer musikalischer Praxis. Er weiß in den älteren Repertoire-Opern alle traditionellen Schlager und hat das Ensemble immer so weit in der Hand, daß er diese markanten Stellen mit großer Exactheit zur Geltung bringt. Aber jedes musikalische Zartgefühl, jeder Sinn für Nuancierung, Vertheilung der Klangfarben, für seine anschniegende Begleitung, das alles geht ihm vollständig ab. Nach dem ersten Act kam er auch auf die Bühne und schien mit den Leistungen sehr zufrieden zu sein. Chacun a son goût.

H. B.

Herr J. N. R. Stein ist der modernen Richtung in der bildenden Kunst, die jetzt von draußen auch durch die chinesische Mauer Wiens einzudringen beginnt, durchaus abgeneigt. Diese Thatsache sei unseren Lesern nicht vorenthalten. Herr J. N. R. Stein — sonst, wie Eingeweihte wissen, politischer Leitartikel — schrieb vor ungefähr einer Woche in dem bis zu diesem sensationellen Tage den modernen Kunstbewegungen durchaus wohlgefimmten „Extrablatt“ ein Feuilleton. Darin erklärt er es. Während er ein normalsinniger, mit normalem Geschmack und normalem Verstande begabter Kunstfreund sei, bestehe — welch erschütternde Antithese! — die Ausstellung der Wiener SeceSSION fast nur aus Verzerrungen des Kunstideals (— „des Kunstideals“ ist schon sehr tief). Besnard, Madrasen Alexander, Klimt, Segantini, Liebermann, Meunier, Schnopff, Uhde, Sima, Bartholomé, Klinger, Koll n. s. w., sie stellen ihn alle nicht zufrieden. Er lächelt ihrer überlegen. Er, der Herr J. N. R. Stein vom „Extrablatt“. Das einermal erfasst ihn Bedauern, in einem anderen Falle rieft er ihn ein Schauder über den Rücken, bei einem dritten Künstler (es ist zufällig Schnopff) findet er, daß nur eine einzige Nummer dem ersten Beurtheiler völlig standhält. Auf die widerspruchsvollen Einzelweisheiten dieser Aesthetik will ich garnicht eingehen. Allen Werken aber, so sagt Herr Stein weiter, selbst den besten, inhäriert etwas, was „uns“ die Empfindung voller ästhetischer Befriedigung stört. Uns. Das ist das Beste daran. Herr J. N. R. Stein hat eine Art Wir-Gefühl. Sie sollten nicht so leichtfertig Wir sagen, Herr J. N. R. n. s. w. Sie sind ein höchst persönliches, eigenartiges Ich. Sie stehen heute in Wien allein da mit Ihrem hervorragenden Grad von Normalsinnigkeit. Ein strenger Physiolog könnte fast schon versucht sein, es Dickhäutigkeit zu nennen. Vielleicht aber finden unsere Leser die Persönlichkeit des Herrn J. N. R. Stein doch nicht hinlänglich interessant. Es sei darum auch von der allgemeinen Bedeutung des „Falles“ die Rede. Wie kommt es, daß in einem Wiener Blatt von der Höhe eines solchen Standpunktes „herab“ Betrachtungen über Künstler angestellt werden? Antwort: Das kommt von einem deutlichen Uebelstand unserer heimischen Presse. Die Wiener Journalisten, die von der guten